

Hat da wer von oben geholfen?

Was für ein Sieg der Fussballschweiz über Spanien! Und nach dem Schlusspfiff fiel Matchwinner Gelson Fernandes auf die Knie, hob den Blick und die Hände gegen den Himmel und dankte. Dankte er Gott? Jedenfalls schien er überzeugt, dass da auch eine höhere Macht im Spiel gewesen ist.

Fussballer, die sich vor dem Einsatz bekreuzigen. Die ein Kreuz tragen und dieses etwa nach einem Torerfolg küssen. Und überall auf der Welt Fans, die für den Erfolg ihrer Mannschaft schon auch mal ein Gebet zum Himmel schicken. Nützt das etwas? Interessiert sich Gott für Fussball? Derart, dass er das Geschehen sogar beeinflussen würde?

Auch Spanier beten

Lukas Niederberger, katholischer Priester und Redaktor des kantonalen Pfarreiblattes Luzern, verfolgt Fussball, auch in Zusammenhang mit Religion. Ob der Frage muss er erst mal schmunzeln. «Wenn die Menschen so fussballverrückt sind, warum sollte Gott sich nicht auch dafür begeistern? Aber theologisch gesehen muss man sagen: Falls Gott wirklich ins Weltgeschehen eingreift, setzt er wohl andere Prioritäten.»

Zumal dann schon fraglich wäre, wen Gott aus welchen Gründen unterstüt-



Torschütze Gelson Fernandes nach dem Sieg der Schweiz gegen Spanien. EO

«Ein Gebet ist wie positives Doping.»

LUKAS NIEDERBERGER

zen würde. Nur die Gebete könnten ja kaum der Massstab sein. Denn die spanischen Fans haben kaum weniger intensiv und bestimmt viel zahlreicher für den Sieg gebetet als die Schweizer.

Oder schaltet sich Gott mit Blick auf grössere Zusammenhänge ein? Wohl kaum ein Land hat je einen WM-Sieg dringender gebraucht als die Deutschen 1954 als Verlierer des Weltkriegs. Doch warum haben sie dann 1974 nochmals gewonnen? Und 1990? Vielleicht als Belohnung für die Wiedervereinigung? Und wäre es nach dem Kriterium, wem es am meisten helfen würde, nicht höchste Zeit, dass mal ein afrikanisches Team Weltmeister wird?

Hand Gottes? Warum nicht!

Vielleicht sorgt Gott zumindest für langfristige Gerechtigkeit. Die Engländer haben nach dem «Wembley-Tor» den Titel seit 44 Jahren nicht mehr geholt, die Argentinier nach Maradonas Schummelei von 1986 immerhin seit 24 Jahren. Zumal man dessen «Hand Gottes» auch als blasphemische Anmassung sehen kann. Niederberger sieht das lockerer: «Theologisch ist das ei-

gentlich gar nicht so dumm. Denn wie sollte Gott auf der Welt anders wirken als durch unsere Hände und Füsse?» Und er schmunzelt: «Jedenfalls war es eine gute Ausrede.»

Das Böse auf der Welt

Neben dem Erfolg gibt es aber die Kehrseite. Robert Green und Lounes Chaouchi, die Torhüter Englands und Algeriens, die beide mit einem Horrorpatzer ein Tor kassiert haben, mochten sich die klassische Theodizee-Frage gestellt haben: «Wie ist es möglich, dass ein guter Gott etwas so Böses zulässt?» Doch falls sie darüber weiter nachgedacht haben, mussten sie eingestehen, dass die Freiheit des Menschen ihren Preis hat. Und dass sie einfach besser hätten aufpassen müssen. Für Niederberger ist indes gerade der Misserfolg eine Chance. «Die Auseinandersetzung bewirkt, dass wir reifer mit Misserfolgen umgehen. Das ist das Tolle am Sport.»

Doch zurück zu den Gebeten. Dass sie über Sieg und Niederlage entscheiden, glaubt Niederberger nicht. «Es würde ja bedeuten, dass man das Gebet instrumentalisieren könnte.» Aber impliziert nicht Fernandes' Dank zum Himmel, dass da jemand geholfen haben muss? Niederberger: «Der Dank bedeutet vielmehr, dass ich alles gegeben habe, aber auch weiss: Meine Fähigkeiten und meine Leistung sind ein Geschenk, genau wie das ganze Leben. Es ist ein Zusammenspiel meines Einsatzes und der Gnade Gottes.» Auch der Schweizer Trainer Ottmar Hitzfeld sagte kürzlich: «Ich danke Gott jeden Tag für das Leben, das ich führen darf.» Niederberger ist sicher, dass Beten selbstmotivierend wirkt. «Eine Bekreuzigung, ein Gebet ist wie positives Doping.»

Moderatoren und Apostel

Parallelen zwischen Sport und Religion begünstigen dies. Niederberger weist auf beiderseits zentrale Rituale, auf Symbole wie Kelche und Pokale, auf die fast religiöse Verehrung von Sportlern, welche Medien und Moderatoren apostelartig schüren. Falsch sei das nicht. «Den Enthusiasmus könnte man auf die Kirche übertragen. Indem Pfarreien Public Viewings und Fussballgottesdienste durchführen. Oder theologische und soziale Themen mit Fussball verbinden.»

Da hätte wohl Gott nichts dagegen, ob er sich nun für Fussball interessiert oder nicht. Apropos: Heute Abend treten die Unglücksgoalies Green und Chaouchi gegeneinander an. Für den Sieg des einen oder anderen mögen wir nicht beten. Aber dafür, dass beide diesmal ohne Missgeschick durchkommen.

ARNO RENGGLI
arno.renggli@neue-lz.ch

Die zweite Bekehrung

Ein mittlerweile verstorbener Pfarrer sagte mir einmal: «Es gibt in einem Christenleben nicht nur eine, sondern zwei Bekehrungen: die erste zu Gott, die zweite zu den Menschen.» Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einem «vertikalen» und einem

GEDANKEN ZUM SONNTAG

von Andreas Baumann
religion@neue-lz.ch



«horizontalen» Glauben: der Liebe «nach oben» zu Gott sowie der Liebe «zur Seite» zu den Nächsten.

Viele Gläubige kennen den Tag ihrer (ersten) Bekehrung, ihrer Entscheidung für Gott genau. Diese ist für sie heilsnotwendig. Wichtig ist, dass ihre individuelle Beziehung zu Gott ins Reine gebracht wird. Und Mission bedeutet, dass auch andere, letztlich alle Menschen zu diesem Glauben «nach oben» finden.

Im Gleichnis vom Weltgericht (Matthäus 25) fragt Jesus aber nicht, ob wir uns zu Gott bekehrt haben. Sondern, ob wir Hungrige gespeist, Durstige gestillt, Nackte gekleidet, Kranke und Gefangene besucht, Fremde und Obdachlose aufgenommen haben. Jesus sagt: «Was ihr einem meiner geringsten Brüder – zu ergänzen: Schwestern – getan habt, das habt ihr mir getan.»

Nicht auf die Liebe zu Gott kommt es an, sondern auf die Liebe zu Gott in den Menschen: Jesus begegnet uns in den Nächsten, Bedürftigen, Fremden, ja vielleicht sogar in unseren Feinden. Was bedeutet das für unsere Liebe und Beziehung zu Jesus? Gibt es eine wichtigere Gottesbegegnung als die zu unseren Mitmenschen?

In der zweiten Bekehrung geht es um die Zuwendung zur Welt. Begegnung mit Gott auf der horizontalen Ebene. Christlicher Glaube entscheidet sich dort, wo wir uns zu unseren Mitmenschen, zu unserer Mitwelt hinwenden. Wo wir mit ihnen und ihr einen achtbaren und fairen Umgang pflegen. Wo wir uns als eine Welt verstehen, die als Ganze der Heilung bedarf. Wie und wo können wir gerade heute Gott dienen?

Andreas Baumann, Reformierte Kirche Emmen-Rothenburg.

NACHRICHTEN

Berner wird SEK-Ratspräsident

Herisau – Der Berner Pfarrer Gottfried Locher (43) ist von der Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) zum Präsidenten des SEK-Rats (Exekutive) gewählt worden. Er löst den Zürcher Thomas Wipf als Repräsentanten der Schweizer Reformierten ab. Locher sagte, er wünsche sich für die reformierte Landeskirche der Schweiz, dass das Evangelium so verkündet werde, dass es die Leute packe, verändere und ihnen Lebenssinn vermittele. (sda)

Heks behält seinen Namen

Zürich – Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz bleibt bei seinen Namen: Heks in der Deutschschweiz und Eper in der Westschweiz. Die Namensvorschläge «Respecta» und «Vitalibra» stiessen bei einer Konsultativabstimmung auf wenig Gegenliebe. Über 10 000 Personen beteiligten sich an der Aktion «Mein Hilfswerk» zur Suche nach einem neuen Namen. 80 Prozent sprachen sich dafür aus, die bisherigen beizubehalten. (sda)

Peinlichkeit

Die vielen Formen unserer Scham

«Ich hätte im Boden versinken können!» Betrachtungen zu einer äusserst unangenehmen, aber zutiefst menschlichen Emotion.

Als man im späten Mittelalter von «hochnotpeinlichen Befragungen» sprach, meinte man damit Verhöre unter Anwendung der Folter. Denn «peinlich», abgeleitet vom lateinischen *poena* (Strafe), bedeutete damals nichts anderes als «schmerzhaft». Dieser Wortsin ist in der Zwischenzeit verloren gegangen. Doch angesichts peinlicher und somit einfach «beschämender», «unangenehmer» Situationen, wie wir sie im Alltag immer mal wieder erleben, kann man den ursprünglichen Sinn nur allzu gut nachvollziehen.

Denn ein bisschen fühlt man sich wie vor dem Scharfrichter, wenn man das Motzmail über den Chef aus Versehen an ebendiesen geschickt hat. Oder wenn man eine Frau gefragt hat, ob sie schwanger sei, und sie antwortet mit Nein. Oder wenn man den ganzen Tag nicht gemerkt hat, dass man Spinat zwischen den Zähnen hat.

Abgeschwächte Scham
So gut wir dieses Gefühl kennen, so wenig wissen wir, wo es herkommt

beziehungsweise weshalb es uns immer wieder so hinterücks befällt. Einer, der sich eingehend mit der Peinlichkeit befasst hat, ist der Zürcher Psychoanalytiker und Philosoph Daniel Strassberg. «Peinlichkeit ist eine Form des Schamgefühls, wenn auch eine abgeschwächte», erklärt er. Während Scham



«Wenn kulturelle Normen gebrochen werden, ist unsere Natur entblösst, und wir fühlen uns nackt.»

DANIEL STRASSBERG,
PSYCHOANALYTIKER

mit unveränderlichen Eigenschaften einhergeht («Ich schäme mich für meine Glätze»), betreffe Peinlichkeit eher etwas Momentanes, wie zum Beispiel ein umgestossenes Weinglas in gehobener Gesellschaft. Da es sich bei Scham und Peinlichkeit um dieselbe Emotion in unterschiedlichen Ausprägungen

handelt, gelten für beide auch die gleichen Ursachen.

In der psychoanalytischen Tradition definiert man Scham als Kompensationsgefühl für ein Defizit. «Wir schämen uns für Dinge, die von einem Ideal abweichen», erklärt Strassberg. Für ihn greift diese Erklärung aber zu kurz. Gerade die Tatsache, dass Nacktheit den meisten Menschen – auch den perfekt geformten – peinlich ist, lasse sich mit der Defizittheorie allein nicht erklären. Und Nacktheit sei ja schliesslich die Urform der Scham.

Ein eher philosophischer Ansatz besagt, dass wir in jenen Momenten Scham empfinden, in denen unsere eigene Natur sichtbar wird. «Unsere Natur ist durch kulturelle Normen verkleidet», sagt Strassberg. «Wenn diese gebrochen werden, ist unsere Natur entblösst, und wir fühlen uns nackt.»

Furzen ist kein Defizit

Eine solche Norm sind zum Beispiel unsere Kleider. Was gibt es Peinlicheres, als wenn einem auf offener Strasse das Kleid runterfällt? Auch alle Körperfunktionen – interessanterweise mit Ausnahme des Essens – sind mit Scham belegt. So natürlich ein kleiner Furz ist, wenn es in der allgemeinen Stille einer Bibliothek passiert, können wir uns das nur schwer verzeihen.

Mit diesem Kultur-Natur-Ansatz lässt sich auch erklären, weshalb es peinlich

ist, wenn man einen Witz erzählt und niemand lacht. Der Witzerzähler hat nämlich sein natürliches Bedürfnis, witzig zu sein, offenbart – und ist dabei gescheitert. Auch Verliebtheit lässt sich nicht als Defizit erklären, und doch ist es uns über alle Massen peinlich, wenn der oder die Angebetete von unseren Gefühlen erfährt und diese nicht erwidert. Immer geht es um das Sichtbarwerden von etwas, das man eigentlich verdecken möchte.

Grenzen verschieben sich

Auch innerhalb von Kulturen lassen sich im Laufe der Zeit interessante Verschiebungen im Peinlichkeitsempfinden ausmachen: Vor nur zehn Jahren wäre ein Jugendlicher vor Peinlichkeit errötet, wenn man über seinem Hosensack einen Millimeter von seiner Unterhose hätte sehen können. Heute wird genau dies mit «peinlicher» Genauigkeit entsprechend drapiert.

Laut Strassberg sind Schamgefühle etwas Urmenschliches. Wie sang schon der Berner Troubadour Mani Matter: «Was unterscheidet d Mönche vom Schimpans? S isch nid die glatti Hut, dr fählend Schwanz. Nid dass mir schlächter d Baum u chöne, nei, dass mir Hemmige heil!» Hier allerdings setzt Strassberg ein Fragezeichen. Denn ob Affen wirklich gar nichts peinlich ist, müsste erst noch bewiesen werden.

ANNETTE WIRTHLIN